

Mina Hava

FÜR
SEKA

Roman

Suhrkamp

SV

Übrig geblieben sind ihr nur ein Briefumschlag mit einer Handvoll Fotografien und die Angst vor dem Vater, die Sorge um ihre Mutter und ihren Bruder, die Knoten in ihrer Brust. Seka sucht mit Anfang zwanzig nach den Spuren ihrer zerbrochenen Familie und ihres bisherigen Lebens. Sie rekonstruiert den Weg ihrer Eltern aus Bosnien in die Schweiz und fragt nach den Verbindungen, den Fäden zu ihr. Dabei stößt sie auf das Gefangenenlager in Omarska in den 90er Jahren und einen Brief, der sie weiter nach Den Haag und Genf führt, später ins Berner Oberland. Und sie stellt fest, dass in Omarska heute Erz in den Minen abgebaut wird, als hätte es die Geschichte nicht gegeben, die eines fast schon vergessenen Krieges in Europa. Dabei wirken die Versehrungen der Vergangenheit bis in die Gegenwart fort.

Mina Hava, geboren 1998, studierte Globalgeschichte und Wissenschaftsforschung an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich sowie Literarisches Schreiben am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig. *Für Seka* ist ihr Debütroman.

Mina Hava
FÜR SEKA

Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2023

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2023

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung
des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Anzinger und Rasp, München

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43111-5

www.suhrkamp.de

FÜR SEKA

ALS DIE Gräber rund um Omarska ausgehoben wurden und die ersten Prozessberichte in den Zeitungen zu lesen waren, lernte Seka südlich der Jurakette in einer Schwimmhalle mit großer Rutsche, die in weitem Bogen nach draußen in die Kälte und wieder zurück ins warme Innere führte, zu schwimmen, wobei sie mit lautem Geschrei ins Wasser sprang und so lange nicht mehr auftauchte, bis hinter ihr jemand in ihren Rücken zu springen drohte. Sie lernte, die Augen im Wasser zu öffnen und die Luft anzuhalten, und merkte bald, während sie ihre Beine unter Wasser beobachtete, wie sie ihr linkes Bein etwas falsch ausschlug, sodass sie in Folge erhebliche Mühe aufwand, diese Gewohnheit, die Art, wie sie zu schwimmen gelernt hatte, zu überwinden. Sie fürchtete, man würde ihr den Fehler ansehen, und schwamm deswegen langsam, konzentriert und war schnell außer Atem. In Mund und Nase drang das mit Chlor angereicherte Wasser, das sie in großen Mengen schluckte, sodass ihr im Anschluss der Magen schmerzte, und die geröteten Augen kamen erst zur Ruhe, wenn sie unter Ausschluss anderer Blicke in der Kabine im Umkleideraum für einen Moment die Lider schloss.

Es war gleichgültig geworden, was man trug und wer man war. Eingebunden in den Körper, in die Haare, deren Enden, die Spitzen, in die nächste Generation und ihre Gebärden war dasjenige, was mit den Jahren in ihm gehütet und mit den Bewegungen, die den Körper beschäftigten, still gestellt worden war: wohl eine Art Schmerz. Seka sah ihn ihrer Fami-

lie an. Die Frauen hatten sich der Kleidung im Laufe der Jahre und Moden nicht entledigt. Sie hatten sie weitergetragen oder in Kisten aufbewahrt und wieder hervorgeholt, die Haarfarbe gewechselt, den Ansatz nicht mehr nachgefärbt und an Eitelkeit verloren. Sie nannten es nicht Befreiung, sagten stattdessen, es sei nun mal, wie es sei, sagten, man habe im Leben gelernt, Schmerzen zu erdulden, habe aushalten müssen, was nicht auszuhalten sei, sagten, man habe sich abends in der Garage versteckt, beim Schuppen gestanden und geweint.

Gab man im Internet »Omarska« als Suchanfrage ein, kamen Einträge vom Gefangenenlager, schließlich der Link von TripAdvisor für die besten Hotels in der Nähe des Bahnhofes.

Im Internet wurden Zimmer für den Sommer ausgeschrieben, für die Rückkehrer.

Für diejenigen, die in der Schweiz, in Australien, in den USA, in Österreich lebten und nach dem Krieg mit ihren Löhnen selbst noch Häuser bauten für die Sommer, die Familie, die Kinder, damit sie wissen, so sagten ihre Eltern, woher sie kommen, ihre Herkunft kennen, ihren Platz in der Welt.

Die Welt: der Pool in Kozarac, das Chlor im Haar, die erste Louis Vuitton vom Fälscher auf dem Schwarzmarkt und die Schlange am Schalter von Western Union.

Omarska verschwand, als ob es das Lager nie gegeben hätte. Aus dem Gedächtnis und der Geschichte ausgeschlossen, zerfiel es in etliche Tabs, die Seka in ihrem Browser öffnete. Lediglich ein paar lose Erinnerungen an die Sommer im Hof,

die zahlreichen Käfer an der Fassade bildeten heute die Grundlage, aus der sie den Gegenstand, der ihr Leben war, herausarbeitete.

Als habe er sie zum Verschwinden gebracht, jede Einzelne von ihnen, Mutter wie Tochter, versenkt hinter den Vorhängen, den Sonnenbrillen und abgedunkelten Fenstern. Es war, dachte Seka, während sie ihrer Mutter beim Sprechen zusah, als bliebe nach all den Jahren nur noch das Bild der Bettdecke, die der Vater zurückgeworfen hatte, um sie wach zu rütteln, bevor die Sanitäter ihre Mutter aus der Wohnung trugen. Als bliebe nur noch das Versprechen, das Seka dem Vater damals gab, niemandem davon zu erzählen. So auch die Erinnerung an die Blumen, die sie noch als Kind ihrer Mutter in die Notaufnahme brachte.

Nach wie vor zurückhaltend, als sie am Lausanner Bahnhof sagte, man habe sie damals, als man ihr ein weiteres Mal den Magen ausgepumpt habe, niemals zurückschicken dürfen, nicht zu den Kindern, nicht zu ihrem Ehemann, Sekas Vater.

Bestenfalls: die Häuslichkeit der Lügen, der Bedrohung, dieses Handtuch in den Händen, eine mit Dartpfeilen zerschossene Wand.

Es folgten zwei weitere Versuche, Ereignisse dieser Art, von denen niemand wusste. Schließlich der vierte und letzte Weckruf, Amirs Tod.

Erst dann ging die Mutter.

Dem Boden gleichgemacht.

Und nahm die Kinder mit.

Da waren die im Dreck liegenden Kieferknochen, die Frage, wer wann umgekommen sei, das schon müde Tragen der Wasserflaschen.

Der für den Trans-Amazonian Highway gerodete Wald auf einer brasilianischen Briefmarke aus den 1970er Jahren.

Das Gemälde des Berges Cerro Rico bei Potosí in Bolivien aus dem frühen 16. Jahrhundert, die Silbererze, die Casa de la Moneda mit den Schmelzöfen und den Schmelztiegeln.

Die Stifte, Tragetaschen und die Aufgabe, den Gegenständen ihre Namen zu geben, sie zu ordnen nach Gestalt, Größe und Gewicht, die *Wardian cases*, mithilfe derer man die aus Übersee nach Europa geschifften Pflanzen durch die Nachbildung der vorherigen Umgebung (Temperatur, Luftfeuchtigkeit) vor dem Eingehen schützte und eine erste koloniale Umwelt nachbildete, sie in Form von Terrarien ins bürgerliche Wohnzimmer des 19. Jahrhunderts holte.

Die wiederholte Bewegung oder Nutzung natürlicher, ökonomischer oder sozialer Ressourcen (frei nach Jochen Oltmer).

Die Frage, welches Überleben den heutigen Erkundigungen vorausging.

Die mit Anmerkungen versehene Druckfahne von *Orlando* der Autorin Virginia Woolf aus dem Jahr 1928, mit mehrfach durchgestrichener Widmung und korrigierten Kommas. Ihr

in den Kolonialdienst beförderter Freund und späterer Ehemann Leonard, von dem sie in ihren Tagebüchern schrieb, er könne ihr zwar Kameradschaft, Kinder und ein geschäftiges Leben geben, von dem sie noch sagte, sie liebe ihn zwar, fühle sich zu ihm körperlich aber nicht hingezogen.

Die für den schweizerischen Nationalstaat irreversible Artikulation eines »Systems« der Gastarbeiterschaft.

Die japanischen *picture brides*.

Die mit Kreide an die Wandtafel geschriebenen Worte, erst die Globalisierung schaffe Heimat, erst das Fremde das Eigene.

Die Verheiratung japanischer Frauen in Hawaii, die Auswahl der jungen Frauen anhand von Fotografien, den auf Plantagen arbeitenden Tagelöhnern (*coolies*) zur Heirat angeboten. Eine Herausbildung frühster transnationaler Gemeinschaften, einer mit Kameras festgehaltenen und heute in Archiven katalogisierten ersten Hoffnung auf ein anderes, zukünftiges Leben.

Die Bilder der Liebe als Stirn, als Hosenbein, als Art zu gehen oder als Sprühwolke eines Deodorants.

Die mit dreihundert Kommentaren versehene Todesanzeige des Großvaters auf Facebook.

Die Aufnahmen eines von amerikanischen Wissenschaftlern umstellten Massengrabes, datiert auf das Jahr 1927 in Liberia, mit den Unterschriften *forest clearing* sowie *road construction*

beim Ausbau der bis dahin größten Kautschukplantage der Welt.

Der Biss in das mit Puderzucker bestäubte Zuckergebäck und die stichfeste Schokolade.

Der Umschlagplatz für die aus dem Balkan versklavten Frauen und Männer, im Venedig des 13. bis 15. Jahrhunderts, wobei die Frauen aus dem Kaukasus, die über den Balkan in die Hafenstädte gebracht wurden, die höchsten Preise erzielten.

Die kroatische Bucht, in der jemand erschiene, den sie beobachten und der ihr gefallen würde.

Herbeigerufen im Lärm der Zikaden, schon von der Hitze träge. Der Junge, der die Strände auf und ab ging und »Krofne« rief.

Ob blond oder braunhaarig. Irgendwelche Wangen vor dem inneren Auge, wahllos, behaart oder noch glatt. Die Träumen und Gedanken daran, wie man wohl in ein Gespräch kommen würde, noch jugendlich, eigentlich ein Kind.

Die bei Mailand aus dem Fenster gestreckte Hand während der Autofahrt.

Der vom Wetter ausgebleichte Strick am Baum kurz vor der Ankunft, an dem jemand, so die Vermutung, mal hing.

Der zerplatzte Putz des Klosters in Dajla, inmitten der vom Eisen rot gefärbten Erde, mit der Brandung, die den roten Sand wieder von den Füßen wusch.

Da waren die Küchen der Restaurants, die Reben der Weinberge, der Tunnel- und Straßenbau, die Gewächshäuser, die Uhrenfabriken, die Angestellten mit den Namen Vesna und Meho, die Vergrößerungsgläser vors Auge geklemmt beim Einsetzen der Edelsteine in die Uhren.

Ihr Sohn Haris, der ihr an seinem Geburtstag in La Chaux-de-Fonds in hüfthohem Gras mit ausgestreckten Armen hinterherlief, sodass sie schrie.

Das zeitgleiche Verliebtsein in einen Lehrer, der Vertretung gab, dessen Beine beim Gehen leicht voneinander abstanden, ein kaum merkliches »O« formten, der teure Kleidung trug und beim Reden seine Hand manchmal auf die Brust legte als Zeichen für einen zu Ende gesprochenen Satz.

Und dieser Rasenmäher im Garten wohlhabender Eltern, ein automatischer, der zu aller Erstaunen nicht in den Pool stürzte.

Weitere Skizzen wie: Industrieanlagen in den Voralpen, die Mensen der Schweizer Universitäten als Orte der spätindustriellen Transformation der Schweiz.

Die Einträge waren im Grunde genommen dürftig.

Das »Čuvaj se« an einem Sonntagmorgen beim Bäcker auf dem Helvetiaplatz, als Antwort auf die von ihm geschenkten Brötchen, »Pass auf dich auf«. Der spätere Spaziergang auf den Uetliberg.

Das Befragen der Dinge auf mögliche oder erfundene Verbindungen.

Übrig geblieben war ein Brief des Vaters an seine Tochter, mit einer Handvoll Fotografien darin, im Grunde schäbig und ohne weitere Bedeutung. Auf dem Umschlag standen die Worte »Za Seku«, *Für Seka*, und waren bestimmt für das Mädchen, die Tochter, die in ihrem eigentlichen Namen nur noch variabel und durch die Jahre des Kontaktabbruchs eine Gestalt ohne besondere Anzeichen geworden war.

Auf den Fotografien zu sehen war Seka als Kind, ein Mädchen mit braunen Haaren.

Wie sie ihren jüngeren Bruder in der Badewanne auf dem Schoß hält.

Wie sie als Kind auf der Grossen Schanze in Bern darauf wartet, ihrer Mutter nach der Vorlesung in die Arme zu springen.

Die mit schwarzer Schminke angedeuteten Schnurrhaare auf ihren Wangen, für die Fasnacht als Katze verkleidet.

Dieses sich nach zwanzig Jahren umkehrende Verhältnis, wonach die Mutter nun auf die Tochter wartete und sie nach deren Vorlesung auf der Grossen Schanze zum Mittagessen traf.

Manche Männer waren gestorben, wurden inhaftiert, wieder andere hatten überlebt, um ein Haar, nach Monaten der Folter, und wurden befreit an einem warmen Sommertag im August. Manche hatten Zuflucht gefunden und sich niedergelassen in der französischen Schweiz, in Genf, hatten Omarska und Trnopolje überlebt, sich im Witz geübt, den Scharfsinn nicht verloren und den Blick für »unten« bewahrt.

Andere waren verloren.

Man weinte hinter dem Tresen eines Bergrestaurants, in der Waschküche eines Gasthofes, zuhause in den eigenen vier Wänden, auf der Autobahn mit der Ausfahrt Airolo vor Augen, im Gotthardtunnel im Stau, inmitten der Nachrichtensendungen, die aus dem Radio kamen, als man hörte, Flugzeuge seien in New York in zwei Türme geflogen, die Ursache sei noch unbekannt, die Zahl der Todesopfer groß. Man weinte oft, still, kaum vernehmbar, nahm Anteil an der Welt, so gegenstandslos, und gehe, so sagte man, an ihr zu Grunde.

Das finale Urteil über Omarska wurde gesprochen, nachdem Seka den Weg zur Schule gegangen war, als sie den Stift fest umschlossen in der Hand hielt und unter dem Tisch die Beine bewegte. In der Zeit des Prozesses, der mehrere Jahre in Anspruch nahm, wurden im Gebiet rund um Omarska ungefähr sechzig Massengräber entdeckt. Unterdessen hatte Seka längst zu gehen und zu sprechen gelernt und ihre Großmutter in der Nähe der ausgehobenen Gräber wieder einen Garten angelegt. Ob man zurückkehren oder bleiben würde, ob man woanders hingehen würde, wurde nicht in Erwägung gezogen.

Was ihr heute die Richtung wies, lag wie eine Fährte vor ihr, ein frischer Luftzug mit dem fernen Panorama der Alpen im Blick.

Genf wurde ein Zuhause, zwei Zimmer groß, mit Küche, Lift, Schlafzimmer, Ehe- und Kinderbett, ein Hof der Vereinten Nationen. Man übte sich im Rascheln mit den Ein-

käufen, wenn man diese auspackte und auf den Tisch legte, und war zufrieden, als die Kinder zur Schule gingen, sagte, man sei froh, würden die eigenen Kinder das Gespräch mit den Lehrpersonen übersetzen, sie würden die Sprache schnell aufnehmen, beliebig, was man ihnen vorsetzte, ob Deutsch oder Französisch. Sagte, man sei froh, habe man nach dem negativen Entscheid in Deutschland nun eine vorübergehende, eine befristete Bleibe in der Schweiz.

Die Bilder der Lager waren bewegt, sie waren in Farbe, das Filmmaterial eines britischen Journalistenteams, das seinen Besuch in Omarska und Trnopolje dokumentierte und Häftlinge nach ihrem Zustand befragte, war im Internet zugänglich. Es war da, nicht weiter zu leugnen. Das Dokument, ein Film mit einer Länge von vierundzwanzig Minuten, zeigte eine Vielzahl Menschen, überwiegend Männer, im Wartezustand, ungewiss, was ihnen bevorstehen würde. Zu sehen war, wie der Reporter die Inhaftierten über den Zaun hinweg in Gespräche verwickelte und auch mit den bewaffneten Aufsehern sprach und dabei die Frage stellte, ob es sich hier um ein Konzentrationslager handle, die sie verneinten.

Die Inhaftierten saßen in Gruppen auf dem Rasen, sie führten Gespräche, ihre Gesichter waren mager, so auch ihre Körper, sie antworteten auf die Frage der Journalisten, ob sie alle aus Prijedor kämen und Kämpfer seien, in englischer oder russischer Sprache, sie seien alle aus der Umgebung, aus den Dörfern, Zivilbevölkerung, zusammengetrieben, wie man später in den Zeitungen lesen würde, sie seien keine Kämpfer:

»I have never fought.«

»Can you tell me anything about the conditions in which you are being kept in – or is it difficult?«

»I am not sure that I am allowed to talk about that, you know.«

Sie seien erst heute aus einem anderen Lager nach Omarska gebracht worden.

Dieses »heute« gehörte dem Jahr 1992 an, ein warmer Tag im August.

Auf die Frage, ob sie geschlagen würden, sagten sie, hier nicht, aber sie würden lieber nicht darüber sprechen, und gaben mit Blicken zu verstehen, das Thema zu wechseln. Der Reporter dankte und sagte, er sei vom britischen Fernsehen, es sei das erste Mal, dass es ihnen möglich sei, in die Lager zu kommen und zu filmen. Als er über den Zaun einen Geldschein reichte, brach unter den Inhaftierten Unruhe aus.

Wie sie nicht wussten, dass sie nur diejenigen in bester Verfassung zu Gesicht bekommen würden.

Die Journalisten begleitete ein Übersetzer, welcher der bosnischen, englischen und russischen Sprache mächtig war.

Sekas Vater sagte, so ihre Erinnerung, er habe sich in der Schule für Russisch und gegen Deutsch entschieden. Er war es, der ihr südlich der Jurakette das Schwimmen beibrachte und ihr half, die Beine richtig auszuschlagen, die Arme von sich zu strecken und in weitem Bogen zurückzuziehen. Man habe ihm in der Schule das Schreiben mit der linken Hand ausgetrieben. Er habe gelernt, mit der rechten zu schreiben.

An bestimmten Tagen schwamm sie wie gegen schweres Öl an.

Unter großer Anstrengung lernte Seka, schneller zu schwimmen, einen strengeren Atemzug.

War das Becken zu voll, lag sie halbnackt mit einem Buch in der Hand, dessen Blätter nass geworden und wieder getrocknet waren, am Seitenrand. Sie schloss die Augen und hörte, wie sich die zum abendlichen Training eingefundenen Menschen im Wasser bewegten.

Was hieß es zu graben?

Den Namen desjenigen zu tragen, den man gemeinhin als »Babo« und später als Monster in Erinnerung behalten hatte.

Schwamm sie, glaubte sie, die Rufe ihres Vaters zu hören, der sie vom Beckenrand aus beobachtete und jede ihrer Bewegungen prüfte.

Manchmal schien ihr, als würde man sich abends in der Spiegelung der Fenster mit dem ganzen Arsenal, das man sich über die Jahre zugelegt hatte, mit Stift, Papier, Zeit und Laptop, Suchauftrag um Suchauftrag verfangen.

Es war, als habe man lediglich nach Aufzeichnungen zu suchen, um zu verstehen, dass die eigene Geschichte über keine

Archive verfügte. Die Bibliotheken waren im Zuge des Krieges verbrannt. Diese Einsicht kam schnell, hatte man doch die Videos gesehen von Mostar, von Sarajevo, den einsamen Cellospieler in den Trümmern der Nationalbibliothek, der für jedes Todesopfer, das für Brot angestanden hatte und bei einem Mörseranschlag ums Leben gekommen war, zweiundzwanzig Tage in Folge spielen würde. Sich heute in Räumen der Hochkultur, wie jemand auf dem Weg zum Kolloquium borniert sagte, zu bewegen, Geschichte zu studieren, sich mit Relikten und Deutungen jener vertraut zu machen, die einen nie im Blick hatten, nur auf das eigene Gutdünken achtgaben, sich daran störten, wenn man sagte, man wolle sich nicht mit ihrer Forschung vertraut machen, sondern sich um die eigene bemühen, war, als würde man im deutschen Lesesaal verloren gehen.

Dubravka Ugrešić, eine kroatische und ins Exil gegangene Schriftstellerin, schrieb im Jahr 1994: »Nur die Toten lügen nicht, aber keiner glaubt ihnen.« Ähnliches schrieb auch Primo Levi, Überlebender der Buna-Werke in Auschwitz: Die Ermordeten seien eigentlich die wahren Zeugen. Die Überlebenden seien nicht geeignet, Auskunft über eine systematisch erfolgte Massenvernichtung zu geben. Wo der Tod die Regel ist, seien dies nur die Toten.

Im Laufe der Jahre war man seine eigene Archivarin geworden.

Was Auschwitz mit Omarska verband, waren die Gräben, die Stoffe und ihr so drängender, kapitaler Wert. Eine Vielzahl von Geschichten der Extraktion (der transpazifische Transfer von *coolies*, die Rodung der Wälder, der Bau von Straßen, später Tunneln, Schächten, Wasserdampf).